

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 18 Beilage zur Gleichheit 1911

Inhaltsverzeichnis: An meine Mutter. Von Wolfgang Goethe. — Heilige Bäume. Von Hannah Lewin-Dorsch. — Elterngemeinschaften. Von nd. — Für die Hausfrau. — Feuilsleton: Pfingstbäumen. Von Else Belli. — Der Sturmesländer. Von Maxim Gorki.

An meine Mutter.

Von Wolfgang Goethe.

Ogleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir so lang' dir kommt, laß keinen Zweifel doch ins Herz, als wär' die Zärtlichkeit des Sohns, die ich dir schuldig bin, aus meiner Brust entwichen. — Nein, so wenig als der Fels, der tief im Fluß vor ew'gem Anker liegt, aus seiner Stätte weicht, obgleich die Flut mit stürm'schen Wellen bald, mit sanften bald darüber fließt und ihn dem Aug' entreißt, so wenig weicht die Zärtlichkeit für dich aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom vom Schmerz gepelzt bald stürmend drüber fließt und von der Freude bald gestreichelt still sie deckt und sie verhindert, daß sie nicht ihr Haupt der Sonne zeigt und ringsumher zurückgeworfne Strahlen trägt und dir bei jedem Blicke zeigt, wie dich dein Sohn verehrt.

o o o

Heilige Bäume.

Von Hannah Lewin-Dorsch.

Von jeher haben Bäume im Kult, das heißt in der Pflege der Beziehungen zwischen Mensch und übermenschlichen Wesen, eine bedeutsame Rolle gespielt. Nach dem Zeugnis des Alten Testaments haben die Patriarchen ihre himmlischen Erscheinungen häufig unter Bäumen; sie bauen mit Vorliebe unter Bäumen Altäre und opfern daselbst. Abraham empfängt seine erste Offenbarung von Gott unter einer Terebinthe. Der Hain von Mamre, unter dem er nachher sein Zelt aufschlägt und einen Gottesaltar baut, galt schon längst als ein heiliger Ort. Bei Versaba pflanzt dann der Erzwater wiederum einen heiligen Baum, an dem auch sein Sohn Isaael später Gebete und Opfer darbringt. Dem Richter Gideon erscheint der Engel des Herrn unter einer Eiche. — Später, als mit der Einigung der Stämme Israel deren Religion sich zu einer Nationalreligion entwickelt und der ganze Kult in Jerusalem seinen Mittelpunkt hat, da wird die Gottesanbetung unter den heiligen Bäumen hier und da als Göhendienst gebrandmarkt und von den Propheten dem Volke strafend vorgeworfen. „Sie dienen den Götzen statt ihrem Gotte,“ ruft Hosea, „auf den Gipfeln der Berge schlachten sie und opfern auf den Hügeln unter Eichen und Weispappeln und Terebinthen!“

Dessenungeachtet haben sich die religiösen Beziehungen des Volkes zu Bäumen, die damit zu heiligen Bäumen wurden, in Palästina, Syrien und Arabien bis auf den heutigen Tag erhalten, sie sind aufs festeste im Volksbewußtsein verwurzelt und finden ihren Ausdruck häufig in ganz eigenartigen Formen. Ein guter Kenner syrisch-arabischen Volkslebens (J. Curtiss in seinem Werke „Ursprüngliche Religion“) berichtet uns darüber. Es gibt überall im Lande, so erzählt er, zahlreiche, den Beduinen wie den Syrern heilige Bäume. Einige stehen nahe bei Heiligtümern und sind als Eigentum des dort verehrten Heiligen von vornherein mit besonderer Würde umkleidet. Sie sind unverletzlich wie das gesamte übrige Eigentum des Heiligen oder wie alles, das seinem Schutze unterstellt ist. Gleichzeitig geht aber auch der Volksglaube dahin, daß sich in solchen Bäumen der Heilige unmittelbar offenbare. Auch außerhalb der Tempelheiligtümer und mit ihnen in keinem Zusammenhang gibt es viele Bäume, die man mit Gelübden und Opfern bedeckt, weil man sie von Geistern bewohnt wähnt. Solche Bäume findet man sehr häufig ganz mit Lappen und Tuchstücken behängt. Die Bestimmung solcher Fäden läßt sich nicht immer mit voller Sicherheit feststellen. Nach einigen sollen sie für den Heiligen ein dauerndes Erinnerungszeichen an den Besuch und die vorgebrachte Bitte des gläubigen Verehrers bedeuten. Nach andern aber

soll der von dem Körper eines Heilung suchenden Kranken hingeebene und an einem Zweige des Baumes aufgehängte Faden Tuch das Leiden von dem Hilfesuchenden auf den Baum beziehungsweise auf den in ihm wohnenden Geist übertragen. Manchmal nimmt auch der Bittsteller einen Lappen von den schon am Baume hängenden mit sich, um durch beständiges Tragen desselben gleichsam der Kraft des Baumheiligen teilhaftig zu werden. Bei dieser Deutung kann uns unwillkürlich einfallen, was in der Apostelgeschichte geschrieben steht: „Gott tat besondere Wunder durch die Hand Pauli, so daß man den Kranken Hüllen und Tücher von seinem Leibe auslegte; und die Krankheiten wichen dann von ihnen und die bösen Geister flohen.“ — Von einem anderen Baume in Arabien, der ganz und gar mit Tuchstücken behängt ist, erzählt eine dort wohnende Bäuerin, daß man zu dem Heiligen des Baumes bete und nach Erhöhung des Gebets diese Lappen zum Danke an die Baumzweige binde. Andere Bäume eines heiligen Haines stehen im Geruche, daß sie den Kranken, der sich in ihrem Schatten niederlege, von seinem Leiden befreien. Oft werden an ihnen nicht Zeugstücke, sondern Fleischbissen aufgehängt, gleichsam als Nahrung für die in den Zweigen wohnenden Geister. Eine Eiche im nördlichen Syrien trägt geradezu den Namen eines Heiligen oder Weli, man verbrennt vor ihr Weihrauch und betet sie an, genau wie einen Gott oder einen Heiligen selbst.

Diese Sitte, an die Zweige bestimmter Bäume Tuchlappen und ähnliches zu binden, findet sich nun nicht nur auf syrisch-arabischem Gebiet, sondern auch in anderen Gegenden Asiens und in anderen Erdteilen. Eine Bewohnerin der russischen Ostseeprovinzen erzählte mir vor einigen Jahren, daß in abgelegenen ländlichen Gegenden ihrer Heimat bei Krankheiten des Viehs die Bauern besondere Bäume in der Nähe ihrer Ortschaft mit bunten Zeugstücken, farbigen Bändern und Blumenkränzen zu behängen pflegten, in der Erwartung, daß die „bösen Geister“, die den Viehschaden veranlassen, sich dann versöhnen ließen. Auch in Nordafrika ist es Sitte, daß die Passanten einzelstehende Bäume mit Fäden von ihren Gewändern oder auch nur mit einzelnen, aus dem Kleide gezogenen Fäden schmücken; sie glauben, damit ihre eigenen Leiden, Sorgen und Gebrechen auf den Baum zu übertragen. In der ägyptischen Wüste mangelt es zwar stellenweise gänzlich an Bäumen; trotzdem läßt sich hier die gleiche Gepflogenheit, nur in etwas veränderter Gestalt, wiederfinden. Die Vorüberziehenden haben dort in aufgelümmte Steinhäuser Stangen gesteckt und an diesen ihre Lappen und Fäden aufgeklopft, wie anderwärts an die Zweige von Bäumen. Von den Bewohnern der Insel Borneo heißt es: „Oft stehen an Kreuzungen Bäume, die mit unzähligen Lumpen behängt sind. Jeder Vorübergehende reißt ein Stück von seiner Kleidung ab und befestigt es an dem Baume. Den Ursprung dieses Gebrauchs haben die Leute längst vergessen, sie würden aber für ihre Gesundheit fürchten, wenn sie ihn einmal vernachlässigten.“

Charles Darwin erzählt in seinen Reiseberichten auch aus Patagonien im südlichen Amerika folgende hierher gehörende Beobachtung: „Nahe bei Patagonen sahe ich den berühmten Baum, den die Indianer als den Altar des Guaitichu (das ist ein böser Geist) bezeichnen und verehren. Er liegt auf einem erhöhten Teil der Ebene und ist daher auf große Entfernung hin sichtbar. Wenn ein wandernder Indianerstamm ihn zuerst erblickt, so beweist er seine Verehrung durch lautes Geschrei. Der Baum selbst ist niedrig und dornig und hat viele Äste. Er steht ganz allein. Da es Winter war, so hatte er keine Blätter, aber an ihrer Statt war er bedeckt mit den verschiedensten Gaben: man hatte Zigarren, Brot, Fleisch und auch Tuchstücke an zahllosen Fäden an ihm aufgehängt. Die Armen, die nichts Besseres zu geben hatten, zogen nur einen Faden aus ihrem Kittel und befestigten ihn an diesem Baume. Um das Bild vollständig zu machen, war der Baum noch von den gebleichten Knochen der Pferde umgeben, die in seiner Nähe, ihm zum Opfer, geschlachtet worden waren.“

o o o

Elterngemeinschaften.

Sechs Jahre lebt das Kind in Ungebundenheit. Die Wohnstube, das Haus, die Straße mit ihren Winkeln und Plätzen sind seine Welt. Beim Spielen und Umhertollen lernt es unermüdet, und seine durstigen Sinne saugen alles in sich ein, was die Welt ihm

bietet. Dann aber nimmt für acht lange Jahre, für die schönsten Jahre seines Lebens, die Schule Besitz von dem Kinde. Die Schule ist eine tyrannische Herrscherin. Sie nimmt das Kind nicht nur in den Stunden, da es an die Schule selbst gefesselt ist, für sich in Beschlag, sondern auch noch in der übrigen Zeit mittels der Hausaufgaben. Viele Eltern sind ganz zufrieden damit, daß ihnen die Schule einen Teil der Sorge für die Kinder abnimmt. Diese Auffassung ist begreiflich in Familien, in denen Vater und Mutter den ganzen Tag über dem Erwerb nachgehen müssen. Aber auch Eltern, die Zeit hätten, ihrer Erziehungspflicht gegen die Kinder nachzukommen, schieben diese ganz der Schule zu. Sie vergessen, daß die heutige Schule ein Instrument des Klassenstaats ist, daß sie dazu dient, fromme Untertanen der Regierung und fügsame Sklaven der herrschenden Klassen zu drillen. Keine Mutter, kein Vater sollte sich die Erziehung der Kinder aus den Händen reißen lassen. Sie müssen sich um die Erziehung ihrer Kinder durch die Schule kümmern. Die Eltern haben ein Recht zur Mitbestimmung auf die Schule. Die Kinder gehören nicht den Lehrern, noch viel weniger den Bureaukraten, die heute allmächtig die Schule regieren, sie gehören der Gemeinschaft, sich selbst und den Eltern. Die Eltern müssen daher suchen, auch unmittelbaren Einfluß auf die Schule zu erlangen. Vereinzelt können sie das ja nicht erreichen, wohl aber durch Zusammenschluß.

Daß Eltern und Lehrer nicht fremd einander gegenüberstehen sollten, dieser Gedanke wird heute vielfach vertreten. Die Eltern dürfen sich ja auch an die Lehrer ihrer Kinder wenden und um Auskünfte bitten; öffentliche Prüfungen, Besuchstage, Elternabende werden eingerichtet, um eine engere Fühlung zwischen Haus und Schule herbeizuführen. Aber es bleibt meistens bei solchen nur gelegentlichen, zufälligen Zusammenkünften von Eltern und Lehrern. In neuerer Zeit sucht man nun eine innigere Zusammenarbeit von Haus und Schule anzubahnen. Und, was von großer Bedeutung ist, von den Eltern gingen solche Anregungen aus. Einen vielversprechenden Schritt auf diesem Wege hat man in Hamburg getan. Im September vorigen Jahres traten die Einwohner der Häuser der „Produktion“ in einem Stadtteil zusammen und gründeten eine „Elterngemeinschaft“. Diese umfaßte die Eltern der Kinder, die eine Schule besuchten. Nach den Sitzungen ist der Zweck der Vereinigung: 1. Pflege eines gedeihlichen Zusammenwirkens von Schule und Haus bei der Erziehung des Kindes; 2. Aufklärung und Belehrung der Eltern in Schul- und Erziehungsfragen; 3. Förderung der Anteilnahme der Eltern an den Fragen des inneren Schulbetriebs; 4. Stellung von Anträgen an die Schule, die sich im Rahmen der Gesetze verwirklichen lassen.

Dieser ersten Elterngemeinschaft ist die Gründung anderer gefolgt. Natürlich suchte man vor allem mit den Lehrern in Kontakt zu kommen. Erfreulicherweise haben sich eine Reihe Volksschullehrer bereit gefunden, mit den Eltern gemeinsam zu arbeiten. Freilich steht auch eine Anzahl Lehrer der neuen Einrichtung feindlich gegenüber. Gewohnt daran, die Schule als ein nur ihnen zuständiges Gebiet zu betrachten, erwarten sie von einer Einmischung der Eltern in Schulangelegenheiten allerlei Schlimmes für ihre eigene Tätigkeit. Aber gerade solche Befürchtungen müßten diese Lehrer veranlassen, in jenen Gemeinschaften tätig mitzuwirken, um etwaige Vorurteile der Eltern und falsche Auffassungen ihrer Berufsarbeit zu zerstreuen.

Dieser Elterngemeinschaften harzt viel Arbeit. Sie sind geeignet, das Interesse für Erziehungsfragen in weiteren Kreisen zu wecken und zu vertiefen. Die Eltern lernen den wirklichen Wert einer Reihe von Dingen erkennen, deren Bedeutung heute weit überschätzt wird zum Schaden des Kindes, als da sind Zeugnisse, Klassenplatz, Hausarbeiten. Sie lernen die Schädlichkeit der ausgebeuteten Kinderarbeit für die Entwicklung des Kindes voll erfassen und die große Bedeutung, die dem Turnen, dem Spiel, dem Wandern zukommt. Sie sehen, wie wichtig es ist, daß man den Kindern wenige, aber nur gute Bücher zum Lesen bietet. Sie erkennen die Notwendigkeit einer Umgestaltung des ganzen heutigen Schulbetriebes von Grund aus: unsere Schule muß aus einer bloßen Lernanstalt zu einer Arbeitsgemeinschaft werden, in der alle Kräfte des Kindes geweckt, gepflegt und entwickelt werden. Durch die Beschäftigung mit all diesen Fragen lernen die Eltern selbst mit besserem Verständnis an der Erziehung ihrer Kinder zu arbeiten. Aber auch für die Lehrer ist das Zusammenwirken mit den Eltern von größtem Vorteil. Sie gewinnen einen tieferen Einblick in die Lebensverhältnisse und in das Seelenleben ihrer Schüler, die heute vielfach in der Schule und im Hause ganz verschiedenartige Wesen sind. Das ermöglicht es den Lehrern, viel besser ihre Erziehungsmaßnahmen zu treffen. Die Eltern andererseits lernen einsehen, daß bei Mißgriffen der Lehrer nicht der einzelne Lehrer der wahre Schuldige

ist, sondern der Staat, der für kulturelle Aufgaben keine Mittel hat und der in staatlichen Anstalten gedrückte, schlecht entlohnte Lehrer in überfüllten Klassen vor unterernährte, falsch erzogene Kinder stellt. Der Arbeit des Lehrers kann es weiter nur von Nutzen sein, wenn er im Hause von pädagogisch interessierten und geschulten Eltern unterstützt wird. Und wenn die Lehrer ihre Forderungen auf eine tiefgreifende Umgestaltung des Unterrichts verwirklichen sehen wollen, so müssen sie vor allem das Interesse der Eltern wecken.

Die Aufgaben und die Bedeutung der Elterngemeinschaften konnten hier nur angedeutet werden. Wir stehen ja heute erst im Anfang einer Entwicklung, die aber für die Schule von großen Folgen sein kann. Wie die Jugend, so die Zukunft. Die Frage der Jugend- und Elterngemeinschaft ist eine der wichtigsten Fragen, die die Gesellschaft bewegt. Sie muß eine Angelegenheit des arbeitenden Volkes werden. Dazu helfen die Elterngemeinschaften beitragen. Allerdings darf bei der Wertung der Elterngemeinschaften das eine nicht vergessen werden: Die sozialen Verhältnisse sind durchaus nicht überall der gesunden Entwicklung solcher Organisationen günstig. In der heutigen Gesellschaft bilden die Eltern der Schulkinder keine einheitliche Gemeinschaft, die Klassegegensätze stehen trennend zwischen ihnen. Wo das aber der Fall ist, da können sich auch die Eltern nicht zur Förderung eines einheitlichen Erziehungs-ideals zusammenschließen. Der Klassegegensatz mit seinen Wirkungen stellt sich aber auch meist scharf scheidend zwischen Eltern und Lehrern. Das Machtgebot der herrschenden Klassen und anerzogenes, vom Lebensmilieu genährtes Vorurteil halten die Lehrer gerade von den proletarischen Eltern fern. Die sozialistische Gesinnung, der höchste geistige Lebenswert des Proletariats, ist ihnen unverständlich, ja verfehmt. An diesem inneren Gegensatz muß das Zusammenarbeiten von Schule und Haus scheitern, oder wo es doch zustande kommt, zu einem oberflächlichen Meinungsaustausch werden, bei dem nur zu leicht die nicht sozialistisch geschulten Lehrer dank ihrer formalen Bildung den Ton angeben. Was sich in Hamburg bewährt — in Stadtbezirken, wo die Bevölkerung überwiegend der gleichen sozialen Schicht angehört und sich viele Lehrer durch ihre fortschrittliche, freie Gesinnung rühmlich auszeichnen —, das ist leider heute nicht überall möglich. Das muß man sich vor Augen halten, um nicht Illusionen und bitteren Enttäuschungen anheimzufallen. Wo aber, wie in Hamburg, die angedeuteten Voraussetzungen für das gedeihliche Zusammenarbeiten von Schule und Haus gegeben sind, können Elterngemeinschaften aufblühen und Früchte tragen. nd.

o o o

Für die Hausfrau.

Kampf gegen die Mottenplage. Die Hausmotten gehören zu den gefährlichsten Schädlingen aus der Insektenwelt, und zahllos sind die Mittel, die die besorgte Hausmutter im Kampfe gegen diese Plagegeister anwendet. Sehr oft vergeblich. Naphthalin, Kampfer, Pfeffer, Gewürznelken, Tabak, Rosmarin und Waldmeister, einzeln oder zusammen verwendet, können häufig nicht verhindern, daß die Hausfrau am Ende doch betrübt vor den zerfressenen Winterfächern steht, die sie so sicher „eingemottet“ zu haben glaubte.

Die Motten oder Schaben gehören zu den Kleinfaltern unter den Schmetterlingen; es sind sehr niedlich aussehende Tierchen mit silber- oder goldglänzenden Flügeln von zarterer Bildung. Mehrere Arten kommen als Feinde unserer Woll- und Pelzfachen sowie von Federn in Betracht: die Kleidermotte, die Pelzmotte oder Haarschabe, auch Federschabe genannt, und die weißschultrige Motte, die außer von mehllhaltigen Sämereien auch von den Haaren der Polster lebt. Diese Schmetterlinge fliegen bekanntlich gern des Abends nach dem im Zimmer brennenden Licht. Für die Eiablage suchen sie sich möglichst dunkle Stellen in wollenen Vorhängen und Polstermöbeln usw. auf. Die Weibchen können die Spitze ihres Hinterleibs weit herausstrecken und so ihre Eier in die feinsten Ritzen und Spalten schieben. Wenige Tage nach der Befruchtung legt das Weibchen bis zu 60 Eier, aus denen sich die kleinen weißen Mottenraupen in 2 bis 3 Wochen entwickeln. Diese Käupchen sind die eigentlichen Feinde. Mit unerfättlicher Freßgier zernagen sie alle Wollteile in ihrer Nähe. Teils nähren sie sich davon, teils bauen sie daraus kunstvoll gesponnene röhrenförmige Gehäuse, in denen sie sich verpuppen, um als Schmetterlinge aus denselben hervorzugehen.

In den Kreisen der Wohlhabenden macht man sich den Kampf gegen die Mottenplage leicht: man übergibt die zu schützenden Kleider, Pelze, Teppiche einfach dem Kürschner, der sie nach sorgfältigem Klopfen und Lüften in luftdicht schließenden Kisten oder

in den Kühlräumen der neuzeitlichen Kälteindustrie aufbewahrt. Niemals wird der Kürschner Pelzfachen mit einem der bekannten Mottenschutzmittel einstäuben, weil er weiß, daß die Schönheit des Felleß darunter leidet und der Erfolg doch sehr zweifelhaft ist.

Für die proletarische Hausfrau ist der Kampf gegen die Mottenplage besonders schwierig, weil es ihr gewöhnlich an Schränken, dichten Mottenkisten und dergleichen zur gesonderten Aufbewahrung der Wintersachen fehlt. Ihr kann als billigster Mottenschutz das Mittel empfohlen werden, welches die „Gleichheit“ in Nr. 22 des vorigen Jahrganges gegen die Fliegenplage in Vorschlag brachte auf Grund der Erfahrungen des berühmten französischen Insektenforschers J. D. Fabre; dieses Mittel ist das Zeitungspapier.

Kleine Gegenstände, wie Strümpfe, Pelzmützen und -tragen und dergleichen werden am besten mehrfach in Zeitungspapier gewickelt; jedes Päckchen wird fest verschnürt oder sorgfältig mit Nadeln gesichert. Für größere Stücke muß man mehrere Zeitungsbogen aneinander kleben. Man kann sich so auch Papiersäcke herstellen. Aber nirgends darf auch nur die geringste Öffnung den Motten Einlaß gestatten. Vielsach ist die Meinung verbreitet, daß der Geruch frischen Zeitungspapiers die Motten fernhalte. Dem ist nicht so. Es kommt lediglich auf die vollkommene Umhüllung der zu schützenden Gegenstände an. Selbstverständlich müssen diese vor dem Einwickeln gründlich durchgesehen, gelüftet und geklopft werden. Schließlich hebt man alle so behandelten Sachen an einem Orte auf, wo sie vor jeder Verletzung der Hülle sicher sind. Versieht man jedes Palet mit Inhaltsangabe, so erleichtert man sich das Auffinden der vom Herbst ab nach und nach in Gebrauch zu nehmenden Sachen.

Polstermöbel müssen im Sommer, der Hauptflugzeit der Motten, alle Wochen einmal geklopft und in allen Winkeln und Ecken nach Motteneiern und -raupen durchsucht werden. Will man ein übriges tun, so zerstäubt man zwischen den Lehnen etwas echtes persisches Insektenpulver. Nach einer Mitteilung im „Kosmos“ (Jahrgang 1909, Heft 6) wird dies den Motten durch seine feinen Blütenstäubchen verhängnisvoll. Diese setzen sich in den Atmungsorganen der Motte fest und rufen dort Entzündungen und Anschwellungen hervor, an denen das Tierchen zuletzt erstirbt. Auch hier hat der Geruch des Mittels keinen abhrechenden Einfluß auf den kleinen Schädling. In der Praxis haben sich Papier und Insektenpulver als Mottenschutz vorzüglich bewährt. Beide Mittel haben auch den großen Vorzug, daß sie die Wohnräume nicht mit dem schauerhaften, Uebelkeit und Kopfschmerz erregenden Geruch erfüllen, der da herrscht, wo mit Kampfer, Naphthalin, Terpentin usw. „eingemottelt“ wird.

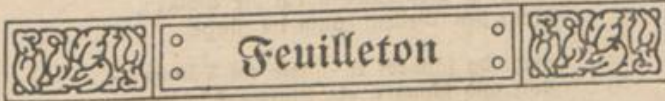
M. Kt.

die Wiesen springen, kein Blümchen betrachten, nichts pflücken. All das, um nicht die Hände oder gar die Sommerkleider zu beschmutzen.

Darum sagte sich der Lehrer, er wolle die Kinder morgen spazieren führen, daß sie unter sich seien, fragen und betrachten könnten und sich an dem freuen, wonach sich die kleinen Herzen sehnten. Er war auch vernünftig und dachte an die Mütter. „Ihr müßt Schürzchen über eure Kleider ziehen“, sagte er, denn Flecken könnten für ein zweites Mal seinen Wunsch verstellen. „Und etwas Obst und Brot müßt ihr in einem Täschlein oder Körbchen mitnehmen, das ihr am Band oder Riemen an euch befestigt.“ Nur nichts verlieren lassen, dachte er, sonst haben sie gleich Gründe gegen mich, die Mütter. Er lächelte, denn er kannte sie.

Am Pfingsttag, als der Mann des Morgens zu den Kleinen eilte, gab ihm der Brieftote die Post. Der Lehrer stieg in die Straßenbahn, und auf der Plattform stehend erbrach er einen nach dem anderen der Briefe. Er lachte auf, als er den letzten las. Ein Vater verbat sich sehr höflich und noch energischer solche Eingriffe in seine Kindererziehung. Das tat dem Lehrer nicht wehe, er bedauerte nur das kleine blasse Mädchen, das nun um seine Freude lam. Es hatte offenbar zu Hause ebenso naiv geplaudert wie in der Schule, und nun war der väterliche Erzieher wütend und gekränkt. Vielleicht, seufzte der Lehrer bekümmert, hat er gar das zarte Geschöpf geschlagen. Die Folge wird sein, daß der Vater nachts länger als sonst im Bierkeller sitzen bleibt. Es ist ein übel Ding, gestand er sich etwas niedergeschlagen, daß der Wille zur Freude so oft von menschlicher Boshaftigkeit verschlungen wird. Daß der aufrichtige Wunsch nach Glück stets im Kampfe mit dem Schlechten liegen muß, und das Schlechte schon den Wunsch zum Guten zertrümmert, ohne daß es zu einer Ausföhrung gekommen wäre.

Der Lehrer war in solche Gedanken vertieft, als ihm ein paar Kinder in den Weg liefen, ohne daß er es bemerkte. Erst die hellen Stimmen weckten ihn für die Freude, die ihn aus den frohen Gesichtern grüßte. Mit einem Male schüttelte der Mann die Sorgen ab und gab sich der unbefangenen Heiterkeit des Kindergemüts hin. Er liebte die Jugend, sie war ihm Leben. Liebte sie wie eine kostbare Blüte, die so zart und wertvoll ist, daß man fürchtet, sie mit schweren Händen anzufassen. Denn aus ihr kann Wundervolles entspringen, wenn sie Sonne und Liebe hat. Der Lehrer war glücklich, denn glücklich waren die Kinder bei ihm. Kleine Sonnenwanderer, die den Weg nicht scheuen, über den sie trippeln. So waren sie bei ihm, wenn sie ohne Zwang, sanft geleitet seinen Willen taten. Nur zu Hause, in der Sorge der Familie, in der Gleichmäßigkeit des Haushaltes wurden sie andere. Sie fühlten da unbewußt die Schatten des Lebens auf sich, fühlten seine grausame, zerdrückende Ungerechtigkeit. Diese Schatten wurden mit der Zeit tiefer, und der Lehrer bedurfte eines stärkeren Willens, seine Kinder in ihre Jugendwelt zurückzulocken. Er haßte das Leben, weil es das Glück und die Unschuld seiner Kinder brach. Er haßte die Eier nach Eigentum und das niedere Streben der geplagten Menschen, noch mehr haßte er den Übermut der geißelnden Mächtigen, die das Leben und die Menschlichkeit der Jugend in frühester Blüte, sogar schon im Keime ersticken. Durch Wüsten sah er die stumpf gewordenen Menschen ruhelos ins Endlose, Ungewisse hingetrieben. Der Lehrer wurde von seinen wildqualenden Vorstellungen abgezogen, denn die Kleinen plauderten mit ihm. Sie zeigten ihm ihre Brötchen und die faltigen, lederhäftigen Äpfel, die seit dem Herbst im Keller gelegen hatten und noch den muffigen Geruch der feuchten Erde an sich trugen. Der Lehrer zeigte ihnen, wie sie die runzeligen Finger abreiben sollten, damit sie besser aussehen und angenehmer riechen würden. Darüber freuten sich die Kleinen, als hätte er ihnen etwas geschenkt. Dann erzählten sie ihm stolz, daß ihre Flügel schürzen so breit seien, daß auch nicht ein Fleckchen auf die Kleider kommen könnte. Der Mann hörte das alles mit so viel Ernst an, daß die Kleinen Mädchen ihm voll Vertrauen ihre kindlichen Wichtigkeiten strahlend vortrugen. Zu Hause hatte niemand Zeit, sie anzuhören oder gar ohne Lächeln zu antworten. Das Blondköpchen erzählte beleidigt: sein ältester Bruder tippe immer an die Stirne, wenn es etwas wissen wollte. Dann lief plötzlich die ganze Kinderschar den Dreien entgegen, die zusammen daherkamen. Der Lehrer sah darunter ein älteres Mädchen, das etwas schüchtern auf ihn zukam. Ah, dachte er: die Mutter hat in der Frühe zu tun, jetzt schickt sie mir ihre erwachsene Tochter auf den Hals, um mir gute Lehren zu geben. Er begrüßte die Verlegene. „Die Mutter wolle nicht . . . die Mutter sähe nicht gerne . . .“ flötete sie daher. Das Mädchen fühlte die Un Sinnigkeit des mütterlichen Gedankens, als sie die glücklichen Kleinen sah. Der Lehrer hatte alles verstanden, obwohl sie ihren Satz nicht beendete. „Liebes Fräulein“, sagte er lebenswürdig, „erzählen Sie



Pfingstblumen.

Von Elise Weill.

Ein Lehrer, der unter seinen Bekannten als Sonderling galt, fragte seine Kinder am Tage vor dem Pfingstfest: „Wer von den Mädchen will morgen mit mir spazieren gehen?“ Alle waren zuerst erstaunt, denn das war noch nie dagewesen, daß man an Feiertagen mit dem Lehrer statt mit den Eltern fortging. Als aber ein Kind sehr begeistert den Arm schwenkte, da taten es die anderen gerne nach. Etwas schüchtern noch in der stillen Hoffnung, dieses eine Mädchen müsse die Verantwortung für alle tragen. Der Lehrer war es zufrieden. „Was macht ihr zu Hause an Sonntagen?“ fragte er ein Kind in der vordersten Bank. Es sagte, der Vater mache mit den größeren Jungen Ausflüge. Weil es noch zu klein sei, darum müsse es zu Hause bei der Mutter bleiben, die stets den unge störten Sonntag zum Flicken ihrer Wäsche benütze. „Wie verbringt ihr den Tag?“ fragte der Lehrer weiter. Ein Mädchen sagte unschuldig: es werde mit dem Brüderchen erst nachmittags gewaschen und angekleidet. Dann gehe es mit den Eltern solange in den Biergarten, daß es von dem Rauche und dem Geräusch der Musik einschlafe. In der Nacht werde es mit dem Kleinen von der Mutter heimgezogen, während der Vater noch sitzen bleiben wolle. Dann gäbe es zu Hause Spektakel, aber müde vom Angstweinen, schlafe es dann ein. Andere Kinder erzählten, daß sie mit der Mutter oder erwachsenen Geschwistern spazieren gingen und auf dem Wege immer Not hatten, mit ihren kurzen Beinchen nachzukommen. Wieder andere langweilten sich, weil die Mutter nur mit der Nachbarin plauderte und die Fragen ihrer Kinder überhörte oder sie als ungezogen verwies. Die Kleinen sahen beim Spazieren gehen nichts, da die Großen drängten, sie konnten nie in

bitte Ihrer Mutter, was Sie hier sehen. Vielleicht machen Sie Ihrer Mutter begreiflich, daß sie sehr zufrieden sein kann, ihr Kind gut unterhalten zu wissen." Das Mädchen ließ die Kleine da und ging eiligst weg. Zuvor hatte sie sich leise entschuldigt, da sie sich schämte, diesem Manne auszurichten, was ihr die Mutter aufgetragen hatte.

Nun ging der helle Zug ins Freie, ins Jugendland. Alle waren froh, nur ein Mädchen senkte betrübt den Kopf und schluchzte in sich hinein. Aber der Lehrer duldet keine sonnenlosen Kinderaugen. Er fragte nach dem Kummer. Das Kleine beichtete unter Tränen, daß es weine, weil es keine weiße oder bunte Schürze habe. Es sei keine gewaschen gewesen. Der Mann tröstete das Kind, daß es das nächstmal gewiß eine schöne Schürze haben sollte, wie alle Kinder. Nun fing ein anderes Mädchen zu klagen an, denn es trug eine schwarze Schürze. Es konnte nicht begreifen, daß es so schmucklos und dunkel gekleidet sein müsse, weil seine Großtante gestorben sei. Der Lehrer zog ihm die schwarze Hülle ab und trug sie bei sich. Nun war auf keinem Gesicht mehr Kummer.

Die Kinder liefen über die Wiesen, vorsichtig, damit sie keine der leuchtenden Pfingstblumen zertraten. Die Blumenköpfe waren frisch und reckten sich schwellend den Lichtstrahlen zu. Der Tau, der noch feucht auf den Blättchen und Sternen lag, zog die zitternden Sonnenstäubchen ein. Der Lehrer machte die Kinder darauf aufmerksam, und sie lauschten andächtig, dann schauten sie. Er zeigte ihnen alle Blumen und ihre Schönheit, ließ sie den Duft atmen und nannte ihre Namen. Die Fingerpielen der Kleinen besüßten den Kelch, zählten die Blätter. Die Mädchen berieten über die Formen und machten kindliche Vergleiche, erzählten gleich ganze Märchen, so daß der Mann staunte über die Phantasie der Kleinen. Der Löwenzahn wuchs zu Tausenden auf der Wiese. Im Schatten war der Rasen schwer von den großen gelben Blumen, aber in der Sonne war die Blüte schon abgefallen, und der Samen wurde von einer großen runden Kugel leichten Flaums geschützt. Die verblühten Köpfe standen wie Lichtlein, die man wegblasen kann. Der Lehrer ließ sich eine der gelben Blumen geben. Eine Blume, die noch zurück war, da sie im Schatten zu selten Sonne bekam. Eine Blume, von der die gelben Blättchen noch nicht abgefallen waren, in deren Kelchen sich die Samen zur Entfaltung vorbereiteten. Der Lehrer zeigte seinen Kindern den Stiel, aus dem ein milchiger Saft quoll. Die grünen Kelchblätter, die über sich wie eine goldene Krone das Gewoge der gelben Blättchen trugen. Er zupfte Kelchblätter ab, so daß die Kinder sahen, daß all die vielen gelben Blätter Blättchen waren, die auf einem Fruchtboden standen. Dann nahm er ein "Lichtlein" zur Hand. Als die Kleinen genug bewundert hatten, schauten sie näher. Dunkle, längliche Fasern, unzählbar viele, steckten im Blütenboden und trugen auf ihren Köpfchen kleine Besen von weißen wolligen Härchen. "Ihr sollt gleich sehen," rief der Lehrer, "daß diese weißen Flocken etwas Wundervolles sind." Er blies in die duftige Kugel hinein, die sofort auseinander flog. Die Härchen lösten sich wie ineinander verschlungene Fingerchen, wie Hände. Die Kleinen jubelten vor Entzücken. Dann schwebten die Samen einzeln davon. Jedes Körnchen ward von einem zarten Flügel davongetragen. "Es fliegt," schrien die Kinder. "Wie ein Ballon, wie Zeppelin!" Der Mann lächelte. Graziös schwebten die leichten Flugapparate, kleine Wunderwerke, dahin, bis die Schwere des Samens sie zu Boden zog. "Seht," erklärte der Lehrer, "wie sich die Samen weit verbreiten. Überall, wo ein Körnlein in die Erde gedrungen ist, blüht nächstes Jahr eine neue Blume."

Die Kinder waren froh, sie hatten so viel zu plaudern. Alles, was sie sahen, worüber sie dachten, teilten sie einander mit. Der Mann gab ihnen nie ein fertiges Bild, sondern ließ die Kleinen selber schauen und nachdenken. Als sie auf einem kleinen Hügel ruhten, machte er sie darauf aufmerksam, wie der leichte Wind über die Wiesen und Sträucher strich und jedes einzelne Grashalmchen bewegte. Die Kinder jubelten, daß der Rasen sanft woge wie ein fast ruhiger See. In der Ferne war Sumpfboden, den sie nicht betreten durften. Es ragten lange, dürre Rohralme hervor, und an ihren Enden wiegten sich zwitschernde Vögel.

Der Lehrer zeigte und erzählte, die Kinder schauten, plauderten und jauchzten. Viel zu rasch war der Morgen vorüber. Schwer trennten sich die Kleinen von der Schönheit, die ganz ihr eigen gewesen war. Der Lehrer aber tröstete sie damit, daß sie die Freude und das Verstehen für die junge Pfingstwelt immer wieder haben könnten, wenn sie nur wollten.

So gingen sie, mit Pfingstblumen in den Händen, nach Hause. Sie bliesen die "Lichtlein" auseinander, daß die Samen auf jeden Boden fielen. Der Mann sah den Fliehenden nach, dachte an seine Kinder, und er zitterte für ihr Gedeihen.

Der Sturmeskünder.

Von Maxim Gorki.

Ueber grauen Meeresflächen
sammeln Winde Weiterwolken,
zwischen Wolken und dem Meere
schwebet stolz der Sturmeskünder,
einem schwarzen Blitze gleichend.

Bald im Flug die Wellen streifend,
pfeilschnell bald zur Höh sich schwingend,
schreit er — und die Wolken hören
in dem Schreie kühne Freude.

In dem Rufe Kampfessehnen!
Zorneswut und Kraft und Feuer!
Zuversicht und Siegeshoffnung
hören in dem Ruf die Wolken.

Möven stöhnen vor dem Sturm,
stöhnen, flattern überm Meere;
und auf seinem Grund sich bergen
möchten sie aus Angst vor Stürmen.

Dumme Pinguine bergen
ihren feisten Leib im Felsen ...
Nur der stolze Sturmeskünder
schwebt in kühnem, freiem Fluge
über grauem Meereschaume.

Immer finstrier, immer tiefer
neigen sich zum Meer die Wolken;
und die Wellen jauchzen, tanzen
in die Höh, dem Bliz entgegen.

Donnerrollen. Wütend schäumen,
stöhnend streiten Wind und Wellen.
Da ergreift der Wind, umklammert
fest der Wellen trug'ge Scharen,
wirft sie dann mit einem Male
voller Wut so auf die Felsen,
daß die glänzend großen Wellen
jäh in Staub und Schaum zerfellen.

Schreiend schwebt der Sturmeskünder;
einem schwarzen Blitze gleichend,
dringt er pfeilschnell durch die Wolken,
streift den Wellenschaum im Fluge.

Sieh: da schwebt er — wie ein Dämon —
stolz und schwarz: ein Sturmesdämon.
Und bald lacht er und bald weint er ...
Und den Wolken gilt sein Lachen,
Und vor Freude muß er weinen.

Denn er merkt, daß im Erschlaffen
längst die Zorneskraft des Donners,
und er weiß, die Sonne können
nie die Wolken ganz verdecken,
werden sie durch nichts verdecken.

Winde wüten ... Donner dröhnen ...

Und im blauen Licht erglänzen
überm Meer die Wolkenmassen.
Drauf empfängt die See die Blitze,
löscht sie aus in ihren Fluten,
und wie Flammenslangen winden
sich im Meere und verschwinden
jener Blitze grelle Bilder.

„Sturm! Bald wird ein Sturm erschallen!“

So der kühne Sturmeskünder —
schwebend stolz dort zwischen Blitzen,
überm Meer, das zornig heulet,
also ruft der Siegeskünder:
„Mag der Sturm noch stärker schallen!
Wilder mag das Wetter wüten!“